

Nr. 283. Bromberg, den 5. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Else starrt angstvoll zur Tür: wenn Hans jetzt hereinplatzte — er wäre außer sich über das, was sich da begibt. Aber sie fühlt, daß das, was jetzt geschieht, das einzig Richtige ist und daß es längst hätte geschehen sollen. Beruhigter hört sie Karstens befehlende Stimme, glaubt es jetzt, daß ihm Hunderte von Arbeitern aufs Wort parieren.

„Es handelt sich um eine Artistin . . . eine junge, schöne Person. Notieren Sie den Namen: Manon Luchon . . . L wie Ludwig . . . ja doch, wie der Ort in den Pyrenäen. Haben Sie's? . . . Die Dame wird augenblicklich an irgend einem Zirkus oder an irgend einem Varieté sein . . . Nein. In Deutschland nicht . . . halte ich für ausgeschlossen. Der Herr, um den es sich handelt, ist mit der Dame oder . . . war es jedenfalls, und wird keinen Wert darauf legen, daß man das in Deutschland erfährt . . . Es wird ja Berufsverbände geben oder solche Fachbläter, wo Sie erfahren können, wo die Artistin augenblicklich engagiert ist . . . Als Ausgangspunkt nehmen Sie Marienbad . . . da war diese Manon Luchon nachts im Hotel auf dem Zimmer eines Herrn . . . so wie sie von der Arbeit kam, in ihrem Zirkustrikot. Es gab dann daraufhin am nächsten Morgen einen Skandal im Hotel. Teilen Sie mir alles, was Sie über die Dame erfahren, sofort mit und forschen Sie gleichzeitig nach, ob Sie seit damals noch denselben Gönner hat. Haben Sie verstanden? . . . Anzahlung? . . . So, Sie haben Agenten im Ausland? Das ist ja sehr schön! Ja . . . ich bestätige den Auftrag . . . Nein, warten Sie, ich komme lieber gleich bei Ihnen vorbei."

Und dann ist Karsten draußen. Ohne sich von Else verabschiedet zu haben.

Else sitzt da und starrt auf die Hortensien.

Sie hatte sich schon allerlei zurechtphantasiert über den Vater . . . aber das . . . so . . . so kraß . . . so peinlich schamlos . . . und ein Hotelskandal um den Vater . . . das war ja so unfaßbar! Ein Skandal um Vater, für den es das Ärgste ist, Aufsehen zu erregen! . . . Ach Gott, ach Gott . . . und jetzt noch die Angst um die Mutter! . . . Dazu die Furcht vor Hans! Was würde er zu Karstens eigenmächtiger Handlung sagen? . . .

Bis zum Abend sitzt Else auf dem gleichen Platz.

Längst hat der Diener ihr gemeldet, daß der Abendbrottisch gedeckt ist. Sie rührt sich nicht. Sie läßt den Tee erkalten. Sie sitzt und wartet.

Endlich kommt Hans. Frisch, ein bißchen angeheitert. Hat mit Freunden im „Bayernhof" gesessen.

„Na? Der Karsten lange geblieben? . . . Haste was rausgequetscht aus ihm?"

Else — die lange Stunden überlegt hat, wie sie es dem Bruder vorsichtig beibringen soll, stößt heraus:

„Eine Frau, Hans! Eine Künstlerin . . . Manon Luchon, oder so . . . mit der ist Vater jeden Sommer zusammen . . . sie ist im Trikot bei ihm . . . Karsten hat schon ein Detektivbureau mit den Nachforschungen betraut, wo die . . . die Person jetzt herumzieht!"

„Ist der Kerl verrückt??!" Hans sieht aus, als würde er Karsten an die Gurgel springen, wenn er jetzt da wäre. Er soll mir sagen, was er weiß, und mir das übrige überlassen!!"

„Das geht nicht, Hans, das geht nicht! Mutter soll morgen operiert werden, und der Professor . . ."

„Morgen . . .? Ich fahre sofort in die Klinik!"

„Jetzt? Nachts? . . . Aber Hans, du wirst doch nicht vorgelassen!"

„Und wenn ich den Professor aus dem Bett hole! Ich muß ihn selber sprechen. Muß sein Gesicht sehn! Das Telephongequatsche hat keinen Zweck. Geh' schlafen . . . bleib' auf . . . mach', was du willst . . . ich fahre in die Klinik!"

Wieder sitzt Else allein auf der Terrasse der großen Villa, in der die Dienstboten längst schlafen gegangen sind. Sie hört die Schritte der Vorübergehenden, das Tuten der durch die Brückenallee sausenden Autos.

Da — sie war wohl gerade eingenickt, hört sie das Knarren des Gartentors. Und gleich darauf Schritte. Sie springt auf, ruft ins Dunkel:

„Hans! Bist du's? . . . Ja? Bist du's?"

Es ist der Bruder. Er ist blaß und ernst. Nimmt den Kopf seiner Schwester in beide Hände und küßt sie auf die Stirn. Eine Liebkosung, die sie nicht von ihm kennt und die sie erschüttert.

„Es steht . . . es steht also schlimm mit Mama?"

„Wenn sie sich morgen der Operation nicht unterzieht, erlebt sie den nächsten Tag nicht. Sonst ist sie — vielleicht — zu retten!

„Dann muß es eben geschehen, Hans . . . muß!"

Hans läuft erregt im Zimmer auf und ab:

„Wenn Vater nicht bei ihr ist, will sie nicht!"

„Da gibt's kein Wollen, Hans, wenn's auf Leben und Tod geht!"

„Das hab' ich dem Professor auch gesagt. Aber gegen den Willen des Patienten selbst darf kein Kranker operiert werden. Und sie will nicht."

„Dann müssen wir sie betteln, beschwören!"

„Nutzt nichts, Else. Du kennst Mutter. Wenn es sich um Vater handelt, wenn irgend etwas mit ihm zusammenhängt, ist sie keinem Zuspruch zugänglich. Alle Schwestern der Klinik haben sich heute mit ihr abgegeben . . . alle miteinander sind an ihr Bett gekommen und jede einzeln! Sie haben in sie hineingeredet, haben ihr vorgestellt, was sie ihrem Mann antut, wenn sie sich weigert, was sie ihren Kindern antut . . . sie hätte Pflichten . . . nichts half. Nichts! Schließlich sagte sie: „Wenn mein Mann bei mir ist, wenn er selbst es haben will, ja . . . dann ja. Sonst lass' ich kein Messer an mich 'ran, dann geh' ich eben

drauf . . . das ist kein Leben so für mich." . . . Es soll so entsetzlich gewesen sein, Else, daß die Schwestern alle geweint haben, bis der Professor mit einem Donnerwetter dazwischenfuhr."

Else ringt die Hände:

„Ach, Hans, das ist schrecklich! . . ."

Hans läßt sich in einen Korbstuhl fallen:

„Der Professor war furchtbar nett, Else. Er führte mich selbst zu Mutters Zimmer, machte die Tür ganz leise auf. Da lag sie, den Kopf zur Wand, wimmerte vor Schmerzen und weinte dabei: Mein Mann . . . mein Mann . . . entlaufen . . . entlaufen!"

Else streichelt den Arm des Bruders, sagt leise:

„Laß Karsten machen, Hans. Der schafft Vater her. Laß ihn nur machen."

„Das dauert Tage, Else, bis Vater ermittelt ist. Und morgen muß Mutter . . ."

Hans Römer steht auf, sieht auf die Uhr, gähnt. Er nimmt den Kragen ab. Fragt gleichzeitig:

„Sonst was losgewesen?"

Else zieht die Spangen aus ihrem Haar, sagt gleichmütig:

„Deine kleine Freundin . . . die Telephonistin, ist von Fehling gekündigt worden . . . sie soll sich unmöglich benommen haben."

Hans knöpft das Hemd über der Brust auf:

„. . . dafür hab ich jetzt keinen Kopf . . kann mir schon denken, warum . . . liebes Mädel, aber zu wild . . . wenn wir erst durch sind mit Mutter, dann kümmerst du dich mal um die Kleine."

Jetzt hat Else ihre kleinen hochstöckeligen Schuhe ausgezogen, die sie schmerzen, nimmt sie in die Hand:

„Ich kann nicht mehr, Hans. Ich geh schlafen. Kommst du mit rauf?"

Hans legt der Schwester Schlips und Kragen über die Schulter.

„Nein, Elsekind. Ich bleibe noch unten."

„Jetzt so spät? Du bist wohl verrückt?"

„Ich habe noch zu tun. Geh, Else . . . Ist das Telephon nach hier umgestellt?"

„Ja, warum?"

„Na Else, dann schieb ab. Schlaf so gut es geht."

— Else liegt schon seit Stunden in tiefem Schlaf, als lange an der Gartentür geklingelt wird. Da nicht geöffnet wird, läutet's ein zweites Mal, noch anhaltender. Else fährt aus dem Bett, springt zum Fenster, steckt den Kopf hinaus.

Sie sieht, wie die Köchin aus ihrer im Erdgeschoß liegenden Kammer kommt und langsam, verschlafen, über den Kies zum Gartentor schlurrt.

„Nacht-Telegramm!", hört Else eine Männerstimme. Telegramm — jetzt —?

Else wirft ein Tuch um ihr Nachthemd, rast die Treppe hinunter, reißt der Köchin die Depesche aus der Hand: „Geben Sie her. Danke. Schon gut."

Dann steht sie auf den Treppenstufen, knipst das Licht an der Wand an, dreht das Telegramm in der Hand herum: Römer, Berlin, Brückenallee.

Sie reißt es auf. Liest. Schreit. Jubelt auf. Rast die Treppe hinauf. Stürzt zum Bruder ins Schlafzimmer. Rüttelt ihn aus dem Schlaf. Weint. Lacht.

„Hans! Hans! . . . Vater kommt! Er kommt! Lies doch, lies . . ."

Und liest ihm selbst vor: Bin morgen bei Euch. In großer Sorge um Mutter. Verlange, daß Operation nicht hinausgezögert wird. Vater.

„Na, dann ist's ja gut", sagt Hans Römer schlaftrunken und legt sich auf die andere Seite.

Fassungslos starrt Else auf den Bruder.

*

Jeder Platz ist besetzt im großen Zelt des Cirque d'été, auf der Wiese hinter dem letzten Häuschen von Cagnes.

Die Nummer „Balance auf dem höchsten Rade der Welt" ist beendet. Die kleine Signorina mit dem gekräuselten schwarzen Puppenhaar ist gerade, Kußhändchen werfend, ohne sich an der Lenkstange ihres drei Meter hohen Einrades festzuhalten und nur durch die Kraft ihrer Schenkel das Gleichgewicht herstellend, von Beifall umbraust aus der Manege geradelt, als Frau directeur Juliette Molignon, den Blechkasten mit der Abendeinnahme unter dem Arm, ins Zelt kommt.

Beim Auftritt der großen Nummer ist sie immer gern dabei.

Herr Molignon stürzt ihr entgegen, ein aufgerissenes Telegramm in der Hand:

„Juliette! Eine Depesche von Monsieur Römer! Er erwartet mich bei unserm Gastspiel in Grasse, im Hotel Moderne! Er will mich sprechen! Mich! . . . Nachdem er sich jahrelang geweigert hat, mich persönlich kennenzulernen! . . . Kannst du das verstehn?"

Juliette Molignon sieht ihren Mann so fassungslos an, daß ihr breites Gesicht noch schwammiger wirkt als sonst:

„Um Gottes willen, was hat das zu bedeuten? . . . Hast du hinter meinem Rücken irgend einen Unsinn gemacht?"

Molignon sieht sich angstvoll um, zieht ein illustriertes deutsches Blatt aus der Tasche.

„Gar nichts habe ich gemacht . . . ohne mein Wissen ist das Bild hier von unserem Zirkus in diese Zeitung gekommen!"

Madame Juliette entreißt ihm das Blatt, buchstabiert mühselig den deutschen Bildtext. Läßt sich kreideweiß auf einen Stuhl fallen.

Molignon zittert vor Erregung:

„Ist doch klar, daß er dieses Blatt zu Gesicht bekommen hat! Jetzt will er mich zur Rede stellen . . . Ich kann doch nichts dafür! Ich habe seinen Wunsch immer respektiert, daß keiner wissen darf, was er für ein Mäzen ist! Ich hab's doch der Luchon damals in die Hand versprechen müssen! . . ."

Juliette Molignon ist sehr schlecht. Unter dem weichen Gefältel ihres Gesichtes arbeitet und wühlt es . . . mein Gott, wenn sie es doch sagen könnte, daß sie schuld ist! . . . Aber ihr kleiner zarter Molignon konnte Wutanfälle bekommen, daß sie ihres Lebens nicht mehr sicher war —

Was hatte sie getan?! . . .

War da letzte Woche in Villefranche ein nettes Bürschchen an sie herangekommen. Hatte um sie herumscharwenzelt, Späße gemacht und gesagt: am liebsten ginge er auch zum Zirkus . . . Hatte dann gefragt, ob er eine Aufnahme von Henri René machen dürfe — der wäre so unerhört gut!

„Nein!" hatte sie geschrien. „Nom de Dieu, nein!! Der René läßt sich nicht photographieren! . . . Er guckt ja auch in keinen Spiegel 'rein Darf keiner bei ihm in der Garderobe hängen, er kommt immer schon geschminkt in den Zirkus. Ich glaube der macht sich seine Maske nur nach dem Gefühl! . . . Er ist ein bißchen verrückt . . . ja, das ist er. Also — photographieren ausgeschlossen!"

Aber da hatte der nette Junge so lange gebettelt. Und für eine Frau — gerade, wenn sie schon in die Breite gegangen ist und die Augen über kleinen Säcken liegen — ist es doch so angenehm, einem jungen Kerl mal wieder eine Bitte zu erfüllen, noch dazu einem, der so elegant die Hand küßt —!

Sie hatte das Zelt — es war während der Vormittagsprobe — an einer Seite hochgeschlagen und hatte gesagt:

„Da — sehen Sie! Photographieren Sie ihn rasch, ganz rasch! Er sieht es so nicht, obwohl Sie ihn en face haben!"

Da hatte der junge Monsieur geknipst und gesagt:

„So, Madame — das kommt in meine Mappe „Reiseerinnerungen"! . . ."

Aber, dann aus Dankbarkeit, war er noch bei ihr hocken geblieben an der Kasse. Sie waren ins Schwatzen gekommen. Und da hatte sie — nur um ein bißchen zu renommieren — erzählt, daß ein reicher deutscher Fabrikherr aus der haute finance das Unternehmen ihres Mannes subventioniere. Wie denn der Name des Industriellen sei, hatte er dann wissen wollen. Aber den Namen — nein, den hatte Madame Juliette nicht preisgegeben! Obwohl das Herrchen eine halbe Stunde später mit einer großen Bonbonniere angekommen war . . . So ein Schuft! So ein Verräter! . . . Da trau' einer den Männern! . . . Hatte der doch nichts Eiligeres zu tun gehabt, als das Bild einer großen Zeitung einzuschicken!!

(Fortsetzung folgt.)

Der Gotenspeer.

Eine Erinnerung an die Krimgoten.

Von Viktor August Wroblewski.

Sie sind lange geritten, die zehn deutschen Reiter, über die Weite der taurischen Steppe, und bei sinkender Sonne haben sie den einsamen Bauernhof erreicht.

Deutscher Willkommengruß hat sie empfangen. Nun sind die Pferde besorgt, und die Reiter sitzen in der großen Stube mit der Kolonistenfamilie am Tisch, essen Speckscheiben mit Bratkartoffeln und trinken Landwein. Der Bauer berichtet von den Schrecknissen des bolschewistischen Umsturzes und von der Not und dem Elend, das über die Schwarzmeerdeutschen gekommen ist.

„Ja, so ist das schon. Von uns deutschen Bauern hier unten in der Steppe weiß man dort im alten Vaterlande nichts mehr. Anno 1805 ist mein Urgroßvater aus Franken hierher gekommen, mehr als ein Jahrhundert verging seitdem, aber Deutsche sind wir allezeit geblieben und werden es bleiben!" Mit einem Zuge leert er sein Glas.

Ein letzter goldroter Sonnenstrahl gleitet schräg in die Stube und gelangt in den Winkel neben dem geschnitzten altersdunklen Schrank. Matt glänzt es dort auf. Einer der Reiter ist mit den Blicken dem Strahl gefolgt, er steht auf und holt aus der Ecke einen Speer hervor. Wurmstichig der Schaft, geplatzt, mit Schnüren zusammengehalten. In die Eisenspitze haben sich rotbraune Flecken eingefressen. Der Reiter hält den Speer in der Hand und sieht fragend zum Bauer hinüber: „Wo kommt dies alte Stück her?"

Der Bauer nickt bedeutsam mit dem Kopf. „Das ist ein Gotenspeer! Der hat seine Geschichte."

Er wendet sich zu der alten Frau, die bisher stumm am Tisch gesessen und gestrickt hat: „Mutter, Ihr wißt die Geschichte vom Gotenspeer am besten. Erzählt sie den jungen Leuten! Die können daraus lernen."

Erwartungsvoll richten sich die Blicke der Reiter auf die Alte. Sie läßt ihren Strickstrumpf sinken und schaut durchs Fenster in die Steppenferne. Es ist sehr still in der Stube. Auf dem Wandbrett leuchten die weißen, buntbemalten Prunkteller. Vom Stall dringt ab und zu das Schnauben der Pferde. Und die alte Bäuerin erzählt:

„Es mögen 30 oder 40 Jahre her gewesen sein, bevor der Großvater meines seligen Mannes hierher kam. Da lebte in der Nähe der alten Stadt Mankup in der Krim der Tatar Tschechly. Sein Nachbar war der alte Skinder. Ein großer und stolzer Mann. Seine blauen Augen leuchteten herrisch und hüteten die blonde Ita, seine einzige Tochter. Die beiden sprachen miteinander nicht tatarisch wie die übrigen Bewohner des Gebirges, sondern eine fremde Sprache, die sonst niemand mehr verstand. Mit den Nachbarn aber sprach auch Skinder tatarisch, nur beendete er jede Rede mit den Worten: „Ich malthata", das sollte soviel heißen, wie „Ich habe gesprochen".

Tschechlys ältester Sohn hieß Fylyp und war zwei Jahre älter als die blonde Ita. Wohl hütete Skinder seine Tochter, aber um die Hütten herum gab es viele verschwiegene Schluchten und Täler. Da konnte es schon geschehen, daß Fylyp aus dem Gestrüpp auftauchte, wenn Ita Beeren oder Reisig las. Ihr könnt euch denken, wie es weiter kam.

Ita war die Tochter ihres Vaters. So trat sie furchtlos vor ihn hin und bekannte ihm ihre Liebe zu Fylyp. Da aber loderte Skinders Zorn auf: „Habe ich dir nicht von jeher erzählt, wie rein in deinen Adern das Blut unseres Stammes fließt? Du bist hier die letzte Gotentochter und willst dich wegwerfen an einen Tataren! Ich verbiete es dir!"

Ob Ita das Gebot des Vaters eine Zeitlang hielt oder nicht, das weiß man nicht. Aber da war noch die Schama, ein Tatarenmädchen. Auch sie liebte und spürte in ihrer Eifersucht den beiden nach. Eines Tages erblickte sie Fylyp und Ita beieinander in einer Waldschlucht. Sie lief zu Skinder, erzählte ihm, was sie gesehen, und wies ihm die Stelle. Mit einem Speer in der Hand überraschte Skinder das Paar. Schrecklich war sein Zorn. Mit den Worten „Sterben ist besser als ehrvergessen leben! Fahr wohl, Gotentochter!" stieß er Ita den Speer ins Herz. Fylyp wollte sich mit dem Messer auf den Skinder stürzen, hielt aber den Blick der Herrenaugen nicht aus und verschwand im Gebüsch. Zwischen den Ruinen von Mankup begrub der Alte seine Tochter. Dann verschloß er seine Hütte und stieg ins Gebirge hinauf, um niemals wiederzukommen."

Die alte Frau schweigt. Ihre Schwiegertochter entzündet die Hängelampe über dem Tisch, an den der Speer angelehnt steht und jetzt einen langen gebrochenen Schatten über Wand und Stubendecke wirft.

Dann fragt einer der Reiter: „Und ist das hier wirklich der Speer, mit dem die Ita erstochen wurde?"

Der Bauer nickt. „Die dunklen Flecken an der Speerspitze sind ihr Herzblut. Mein Urgroßvater wollte sich zuerst in der Krim ansiedeln und nahm die herrenlose Hütte Skinders in Besitz. Unter altem Gerümpel fand er einen Speer; und sein Nachbar, der zweite Sohn des Tataren Tschechly erzählte ihm die Geschichte. So kam der Speer zu uns."

Der Bauer schenkt noch einmal die Gläser voll. Draußen ist der Wind stärker geworden. Warm streicht er von Süden her, von dort, wo vor hundertundfünfzig Jahren das letzte Gotenblut im fremden Völkermeer verging.

Der Glückbringer.

Skizze von Adelheid Dehio-Rom.

Giacinto, der kleine Bucklige, stets sorgfältig gekleidet, obgleich er nur ein bescheidenes Schreibergehalt verdiente, war in der ganzen Nachbarschaft als stets bereitwilliger Glückbringer, als Portafortuna, bekannt. Aber es schien, als ob das Glück, das von ihm ausging, wenn man ihn auch nur leicht berührte, sich feindlich gegen ihn selber kehrte. Nun gönnte man ihm nicht einmal mehr die wohlverdiente Nachtruhe. Um Mitternacht hatte Marcello, sein Freund und Nachbar, ihn unsanft geweckt und den notdürftig Bekleideten und Widerstrebenden über die Straße in seine Wohnung gezerrt, wo er ihn in einen Sessel drückte. „Hier bleibst du sitzen, bis das Kind geboren ist", hatte Marcello gesagt. „Meine Frau liegt in Kindsnöten, und du weißt, daß ich mir einen Jungen wünsche. Du mußt also die ganze Zeit an nichts anderes denken, als daß es ein Junge wird. Das bringt mir Glück!" Und mit diesen Worten war Marcello ins verdunkelte Nebenzimmer verschwunden.

Giacinto blieb allein und drückte seinen Buckel fröstelnd in das Polster des Lehnstuhles. „Das geht zu weit, das geht wirklich zu weit", sagte er sich. Da hatte es ein Jettatore doch tausendmal besser. Der brauchte nur in einen Salotto zu treten und seinen bösen Blick auf den Glasschrank mit den kostbaren Familienandenken zu heften, schon ging die Vitrine mit dem zerbrechlichen Inhalt krachend in tausend Stücke. Sicher war, daß bei dem Erscheinen des Jettatore alles scheu zurückwich und jeder nach dem eisernen Hausschlüssel in der Tasche faßte, der gegen den bösen Blick schützte, — ja, so ein Jettatore hatte es gut.

Dagegen er selbst, Hyazinth! Vor vier Jahren hatte es mit der Verfolgung angefangen. Da war er von Freunden zur Jagd eingeladen worden, und das Unglück, oder vielmehr das Glück wollte es, daß soviel Wachteln erbeutet wurden wie noch nie. Das hatte Hyazinths mächtiger Buckel verursacht, und seitdem konnte in der ganzen Nachbarschaft keine Jagd mehr stattfinden, ohne daß er dabei war. Und dann gewöhnten sich seine Freunde daran, ihn auch zu ihren Sonntagsausflügen und Tanzabenden einzuladen, ja er — der Bucklige! — mußte sogar in weißen Handschuhen und mit einer Blume im Knopfloch mit der Haustochter den Ball eröffnen, um dadurch ein glänzendes Gelingen des Festes zu sichern. Ein andermal veranstaltete ein Maler eine Ausstellung seiner Bilder, da mußte Giacinto durch seine Gegenwart Käufer herbeibeschwören, er mußte Bekannte und Unbekannte in die Lottobude begleiten, damit sie seinen Buckel berühren konnten, wenn sie auf ihre Glücksnummern setzten, — kurz, er konnte sich kaum mehr vor allen Glücksbedürftigen retten, die mit ihren Anliegen an ihn herantraten. Wenn er aber von nun an auch noch die weise Frau des Stadtviertels auf all ihren nächtlichen Gängen begleiten sollte, um hier einen Jungen dort ein Mädchen herbeizubeschwören, so ging das zu weit, das ging wirklich über die Fertigkeiten eines bescheidenen Portafortuna weit hinaus . . .

Als Hyazinth mit seinen Gedanken hier angelangt war, öffnete sich die Tür des Schlafzimmers, und die Hebamme trat mit triumphierender Miene ein. „Ein Mädchen, ein niedliches kleines Mädchen ist zur Welt gekommen", sagte sie. Im selben Augenblick stürzte auch Marcello wutentbrannt in das Zimmer, ergriff den unglücklichen Glückbringer am Kragen, schüttelte ihn, daß ihm Hören und

Sehen verging, und schrie: „Woran hast du gedacht, du Nichtsnutziger? Du buckliges Ungetüm!“

Mit einem Ruck fühlte Hyazinth sich auf die Treppe befördert. Als er wieder in seinem Bett lag, lächelte er zufrieden vor sich hin: er empfand eine Art von Zärtlichkeit für das neugeborene kleine Mädchen. Es brachte ihm die langersehnte Ruhe vor allen Abergläubischen der Stadt . . .

Die Sache mit der Palme.

Eine grüne Insel im Ozean der Wüste, weißleuchtende Flächen eingestreut, taucht die Oase Timassinin am Horizont auf — nach dreitägigem Ritt querwüstenein über haushohe Sandwogen hinweg durch glühende, stauberfüllte Dünentäler. Mit quaggerndem Gebrüll begrüßen die durstenden Kamele den verheißungsvollen Anblick.

Auch für den deutschen Ingenieur, den Herrn der Karawane, wurde es Zeit, wieder unter Dach zu kommen. Dürftige Mais- und Halfafelder wechseln hier mit lieblichen Feigen, Myrrhen- und Granatäpfelhainen ab. Dazwischen wuchern gewaltige Kakteen und Agaven. Und dann kommen die Palmen — Dattelpalmen, die den Ort in breitem Gürtel umschließen. Erquickend wirkt ihr sattes Grün auf das vom Sonnenglast der gelben Sandflächen geblendete Auge.

Scheinen hier wild zu wachsen, denkt der weiße Mann. Eine günstige Gelegenheit, mal so ein Pflänzchen mitzunehmen, was er schon immer wollte. Nur widerwillig, bösartig grunzend, geht sein Kamel so kurz vor der ersehnten Quelle nieder. Sorglich umwickelt er den Wurzelballen des ausgegrabenen Pflänzchens mit wassergetränkten Lappen — birgt das Bündel in der Satteltasche. Dann geht es weiter. — Er achtet nicht darauf, daß ein paar arabische Bengels, die seinem Tun eine Weile zugeschaut, schreiend davonlaufen.

Bald darauf nähert sich der Karawane ein Haufen beburnusster Leute in Begleitung einer großen Kinderschar, geführt von einem verwegen dreinschauenden Mann. Gestikulierend, schimpfend verstellt er den Weg. Aus seinem wüsten Gebelfer ist zu entnehmen, daß es sich um eine gestohlene Palme handelt, die der deutsche Ingenieur geraubt haben soll. — Eingeschüchtert — etwas beschämt über sein anscheinend verbotenes Tun, gibt er dem Kerl fünf Frank für das kümmerliche Pflänzen. Aber die Leute wird er damit nicht los. Besonders lästig macht sich ein hinkender Alter, der zeternd die Bezahlung seiner Palme fordert. —

„Deiner Palme?“ fragt der Ingenieur verdutzt. „Das Pälmchen habe ich ja eben bezahlt.“ — „Oh Effendim — es ist meine Palme“, jammert der Hinkende nur noch wehleidiger. Um den Aufdringlichen los zu werden, gibt der Weiße auch diesem ein Geldstück. — Das aber ist das Signal für den ganzen Haufen, aus dem sich nun dem Bedrängten ein Gewimmel von Händen entgegenstreckt. Ein Stimmengewirr umwogt ihn, aus dem er von allen Seiten immer nur heraus hört: „Effendim, es ist meine Palme. Du mußt sie mir bezahlen!“

In den schmalen Gassen der Oase umschließt die schreiende Menge die Karawane immer enger. Kaum kann der Weiße noch vorwärts kommen. Er ist heilfroh, als er endlich das Haus des Kaids, des Dorfgewaltigen, erreicht. Schleunigst klettert er von seinem Kamel herab und schlüpft in das Haus.

Ganz benommen von dem unerquicklichen Geschehnis, erzählt er dem Mufti sein Erlebnis. Mit würdiger Ruhe hört der ihn an — schweigt lange. Endlich meint er: „Edler Bey — erhabener Gebieter — wolle deinem unwürdigen Diener großmütig verzeihen, wie auch Allah mir vergeben möge, daß ich dir Kummer bereiten muß. Denn höre! Es ist meine Palme, die du stahlst, und es wäre nur recht und billig, wenn ich von dir verlangen würde, daß du sie bezahlst. — Aber Allah hat mich erleuchtet — wie er auch dich Fremdling erleuchten möge —, und so soll es damit sein Bewenden haben, daß du zum Wohl der Gemeinde hundert Frank in meine Hände legst. Wisse, Herr! Auch die anderen sind in ihrem Recht, wenn sie die Bezahlung der Palme von dir fordern, weil der Palmenbestand Eigentum der Gemeinde und somit jedes einzelnen ist.“

Mit immer länger werdendem Gesicht vernimmt der Weiße Kaids. Schweigend zieht er seine Börse. Schweigend drückt er die in salbungsvollem Ton vorgebrachten Worte des schlauen Kaids. Schweigend zieht er seine Börse. Schweigend drückt er ein Zehnfrankstück in die biedere Rechte. Schweigend, mit würdigem Neigen seines Hauptes versenkt der es in seinen Gürtel.

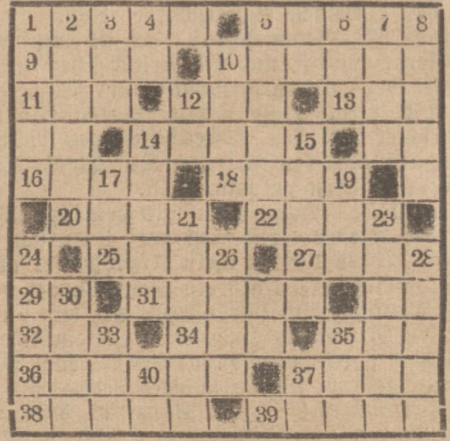
Seit jener Zeit beunruhigt den Ingenieur der Anblick junger Palmenschößlinge. Er rührt nie wieder eine Palme an!



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.

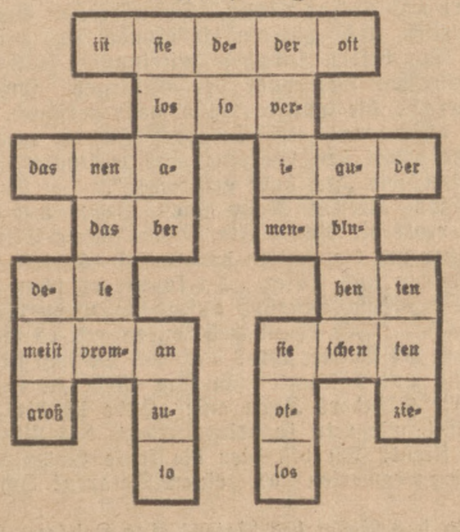


Waagerecht: 1. Nordafr. Gebirge. — 5. Schweizer Kurort. — 9. Mengenbezeichnung. — 10. Unermeßlich. — 11. Titel. — 12. Vorgebirge. — 13. Farbe. — 14. Streit. — 16. Weibl. Vorname. — 18. Liebesgott. — 20. Mißgunst. — 22. Arab. Titel. — 25. Stadt in Holland. — 27. Kriegsgott. — 29. Persönl. Fürwort. — 31. Laubbaum. — 32. Hafenmauer. — 34. Auszeichnung. — 35. Griech. Buchstabe. — 36. Nachkommen. — 37. Gebetsschluß. — 38. Staat in Hinterindien. — 39. Gewichtsbezeichnung.

Senkrecht: 1. Hauptstadt v. Kroatien. — 2. Schnell reiten. — 3. Senkblei. — 4. Spielkarte. — 5. Elektr. Maßeinheit. — 6. Skandin. Münze. — 7. Geck. — 8. Herbstblume. — 10. Fluß i. Oldenburg. — 14. Stadt i. Böhmen. — 15. Erdachte Geschichte. — 17. Getränk. — 19. Engl. Anrede. — 21. Vorort v. Berlin. — 23. Sich zu Pferde fortbewegen. — 24. Stadt in Hedschas. — 26. Sumpfiges Gebiet. — 28. Berufsgemeinschaft. — 30. Feldrand. — 33. Zufluß zur Donau. — 35. Straußenvogel. — 40. Umstandswort. (i = j)

*

Rösselsprung.



*

Kapsel-Rätsel.

Endivie, Erledigung, König, Sache, Unverstand, Derwisch, Siebenlehn, Boden, Breitenbach.

Diesen Wörtern sind Silben (je eine) zur Bildung eines bekannten Sprichwortes zu entnehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.